

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 278.

Dienstag, 28. November.

1916.

Und das Glück kam.

(7. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Philipp antwortete nicht. Es erschütterte ihn, bei der überaus klugen Tante Anschauungen zu finden, die er kindlich nannte, und die ihm dennoch durch das hohe Pflichtbewußtsein, welches aus ihren Worten herausklang, einen ehrlichen Respekt einflößten.

Sie hatten die ersten Häuser des armen Dörfchens erreicht, welches das Ziel ihrer Wanderung bildete. Bald standen sie vor dem Häuschen, wo die Kranke wohnte. Fräulein Deeken ging zuerst allein hinein, um Philipps Besuch anzumelden. Während er in der glühenden Sonnenhitze in der schattenlosen Dorfstraße langsam auf und ab ging, dachte er über Tante Gretels Bekenntnis nach.

„Es muß doch etwas Röstliches sein um solchen festen Glauben; Tante ist zu beneiden trotz aller augenblicklichen Not, die sie davon hat“, sagte er sich. „Ja, muß sie aber doch fragen, warum sie mir das alles erzählt hat.“

Er wurde ins Haus gerufen. In einer kleinen, sehr sauberen Stube zu ebener Erde lag ein abgekehrtes Geschöpf, an dem nur noch die Augen zu leben schienen; aber nein, da streckte sich Philipp eine knochige Hand entgegen, die er mit einem Gefühl inneren Schauderns ergriff. Er besann sich vergeblich, was er sagen könne, seine ganze sichere Heiterkeit verließ ihn angesichts der Sterbenden. Aber Tante Gretchen half. Sie redete so munter auf die Kranke ein, packte die Stärkungsmittel, die sie mitgebracht hatte, aus und erzählte, wer ihr das alles schide, bis Philipp sich wiedergefunden hatte, und auf Fräulein Deekens Ton eingehend, schilderte, wie heiß der Weg sei, und wie es dort, wo er lebe, in Hawaii, noch viel heißer sei im Sommer und dergleichen mehr.

Gierig hingen die Augen der Kranken an seinem Munde. Mühsam quälte sie mit einer heiseren Stimme die Worte heraus: „Der ganze Vater!“ Philipp durchfuhr es in jähem Schreck. Er ließ die heißen Knochenfinger los, daß sie wie leblos auf das Deckbett fielen. Als ob die wenigen Worte schon zu viel für ihre schwache Kraft gewesen seien, so schüttelte ein Hustenanfall den elenden Körper und Fräulein Deeken sagte:

„Sie soll nicht sprechen — geh hinaus, Philipp, sie hat dich ja nun gesehen.“ Sie selbst mühte sich um die Kranke, stützte den Oberkörper und flößte ihr Tropfen ein. Philipp wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dies war ja entsetzlich! Wozu war er hierhergeschleppt worden? Heißer Born wallte in ihm auf gegen Tante Gretchen, während er vor dem erbärmlichen Häuschen auf und ab ging; aber als sie nach längerer Zeit kam, das Gesicht voll Güte und Mitleid, da war sein Born wie weggeblasen. An der ersten Bank in dem dürftigen Wäldchen, durch welches sie kamen, machte er Halt.

„Nun ruhst du dich gefälligst erst mal aus“, sagte er sehr energisch, und Fräulein Deeken setzte sich gehorsam.

„Der Gang wird dir gut tun“, sagte sie überzeugt zu Philipp, der sich neben sie gesetzt hatte. „Wenn man solches Elend sieht, vergißt man seinen eigenen Kummer und alle Not.“

Philipp widersprach nicht. Er war zwar noch vor kurzem durchaus der Meinung gewesen, Tante Gretchen hätte ihm diese Eindrücke ersparen sollen, aber ihre Auffassung rührte ihn wider Willen.

„Wie kommt die Kranke eigentlich hierher?“ fragte er ablenkend.

„Sie war Schauspielerin — drunten im Kurtheater, weißt du das?“

Er nickte nur.

„Sie — sie hatte ein Kind.“ Er nickte wieder zum Zeichen, daß es ihm bekannt sei. „Von meinem Vater“ — schrieb es in seiner Seele, aber er sprach zunächst kein Wort.

Nach einer langen Weile fragte er: „Wo ist das Kind geblieben?“

„Deine Mutter hat es zu sich genommen, sie läßt es erziehen“, sagte Fräulein Deeken fast andächtig. „Sie verdient sich den Himmel an ihr“, fuhr sie fort, „aber freilich, das Kind ginge für sie durchs Feuer.“

Philipp war tief erschüttert. Lange konnte er nicht sprechen vor Bewegung. Endlich nahm Fräulein Deeken den Faden wieder auf.

„Als sie krank wurde, merkte der Arzt bald, daß es lange dauern könne, und man brachte sie hier herauf, weil es hier billiger ist als in Schwalbach, denn ihre Mittel waren ganz gering. Daß der schwache Körper so lange aushalten könne, dachte niemand. Nun lebt sie schon lange nur von Wohltaten.“

„Aber es muß doch eine ganze Menge dazu gehören“, sagte Philipp, „beschaffst du das alles?“

„Ja, das meiste. Deine gute Mutter gibt mir ganz regelmäßig. Ich wundere mich oft, denn bei allen anderen murrst sie, wenn ich etwas haben will. Nur mit herauf zu kommen, habe ich sie noch nicht bewegen können.“

„Rede ihr auch nicht mehr zu“, sagte Philipp so hastig, daß Fräulein Deeken ihn verwundert ansah.

„Hat es dich so angegriffen?“ fragte sie mitleidig, als sie sah, daß sein Gesicht tief erblaßt war. Er bejahte kurz. „Armes Mutterchen, das fehlte auch noch, daß du dir das ansiehst!“ dachte er.

Was waren es doch für seltene Frauen, die alte Jungfer, die da neben ihm ging und es für selbstverständlich hielt, daß sie sich marterte, ihr Versprechen an einer Toten halten zu können, und seine Mutter, die es für ebenso selbstverständlich hielt, daß sie von dem Wenigen, was sie sich sauer genug erwarb, hergab, um die nicht darben zu lassen, die durch ihren Mann ins Unglück gekommen war!

Am Abend bei Dilles war es Philipp nicht möglich, auf Viktors leichten scherzenden Ton einzugehen, so daß dieser es endlich merkte.

„Was hast du nur heute?“ fragte er, „woran denkst du?“

„Ich denke an Tante Gretchen“, erwiderte Philipp. „Sie hat tiefen Kummer. Ihr wißt wohl von der Sache?“

„Keine Ahnung“, lachte Mir, „wie kommen Sie darauf?“

„Ich weiß schon“, machte Viktor fast geringschätzig, „eure Tante lag mir natürlich ebenfalls in den Ohren damit. Was ist sie auch so voreilig —“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte die junge Frau, die eifrig damit beschäftigt war, sich einen Hut zu garnieren so daß sie sich kaum Zeit nahm, von ihrer Arbeit aufzusehen.

Man saß in dem geräumigen Wohnzimmer, da ein schweres Gewitter gegen Abend Abkühlung, aber auch den ersten Regen gebracht hatte, so daß sich das Eis auf der Veranda von selbst verbot. Philipp liebte es sehr, wenn Mir derartige Arbeiten in seiner Gegenwart machte, denn es bedeutete für ihn, daß sie ihn nicht als einen Fremden ansah. Schon wollte er ihr Tante Gretchens Geschichte erzählen, aber Viktor kam ihm zuvor und sagte: „Es ist eigentlich beinahe ein famoser Witz. Fräulein Reeken hat versprochen, das Kind von Leuten, die oben in ihrem Hause wohnen, erziehen zu lassen. Vielleicht, weil sie dachte, daß es sterben würde, und nun tut ihr das kleine Ding nicht den Gefallen. Im Gegenteil, es macht sich ganz hübsch heraus, und die alte Jungfer steht Gewissensqualen aus, weil der Vater gar nicht dran denkt, auf die Bedingungen, die sie stellt, einzugehen.“

Es lag etwas in Viktor's Ton, was Philipp unsäglich verlegte. Er sah, daß Mir ebenso wenig wie er zuerst dahinter kam, um was es sich für Fräulein Reeken handelte. So sagte er:

„Ich glaube, um Tante Gretchen ganz zu verstehen, muß man ihre große Pflichttreue kennen. Sie hat der sterbenden Mutter das Versprechen gegeben, für das Kind zu sorgen und kann es nun nicht halten, da der Vater sich weigert. Sie ist deshalb wirklich in großer Gewissensnot, so daß man sie bedauern muß, denn der Pfarrer scheint sie auch noch in den Vorwürfen, die sie sich macht, zu bestärken“, schloß er sehr ernst, zu Viktor gewandt.

Mir sah ihn mit ihren wunderschönen blauen Augen teilnehmend an. „Es ist ja nur Sache der Auffassung, nicht wahr? Darauf allein kommt es an.“

„Na, da hört wirklich verschiedenes auf!“ rief Viktor heftig. „Nächstens fängt sie noch an, fromm zu werden!“

„Aber, Viktor“, mahnte Philipp, erschrocken über den bissigen Ton, den der junge Arzt angeschlagen hatte.

„Viktor, ich bitte dich, laß das!“ sagte auch Mir. Sie sprach nicht so ruhig wie gewöhnlich, was ihr Mann offenbar sehr übel nahm, denn er sprang auf und sagte: „Gut, ich kann es auch lassen. Erregt ging er aus dem Zimmer, dessen Tür er schallend zuschlug.“

Die beiden Zurückbleibenden saßen ganz still, wie erstarrt. Mir nähte an ihrer Arbeit, ohne aufzusehen, und Philipp griff nach der Zeitung, die Viktor vorhin studiert hatte. Eine lange Weile verging so schweigend. Durch die weit offenen Fenster kamen die süßen Düfte des Gartens nach dem Regen mit doppelt köstlicher Frische herein. Ein Nachtfalter furrte um die Krone; sonst regte sich nichts, weder draußen noch drinnen.

(Fortsetzung folgt.)



Menschen von seinem Gefühle bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern, durch ein Erraten seiner leiseren Wünsche, durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen durch Gefälligkeiten, deren selbsten Gefühle sich fester und sanfter um unser Herz legt als das schneidende Haarzettel einer großen Wohlthat.

Jean Paul.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Das heilige Rußland in London.

Es gab eine Zeit, und sie liegt keine zehn Jahre zurück, als ein jeder Sohn des Varenreiches in London und ganz England als „Barbar“ beschrien war. Erstens, weil die Zeitungen stets gegen das Reich der Pogrome schrieben, und zweitens weil die Russen lange Bärte trugen, auf die sie stolz waren und die sie sich unter keiner Bedingung abnehmen lassen wollten. Und auf die einen wirkte es lächerlich, auf die anderen erbitternd, daß man sämtliche in das Inselreich eingewanderte Russen in einen Topf warf, indem man sie samt und sonders für die Sünden von Bäterchens Regierung verantwortlich machte. Man übersah wie es sich hierbei größtenteils um unselige Glücklinge, um politische „Berebner“, um geknechtete, auf Blut gemartete bettelarme Juden, fast nur um solche handelte, die im freien England und unter dem Dreizack der schützenden Britannia ein Asyl suchten und zum Teil damals auch fanden. Nihilisten und Anarchisten durften Klubs begründen und im Hyde-Park die russische Regierung und den Zaren öffentlich in die Hölle wünschen. Troßdem erblickte der Masseninsulaner in den Russen inferiore Wesen. In den Pensionen, in denen ich lebte, wick man ihnen schon aus und machte sich hinter ihrem Rücken über sie lustig. Dies fand ich ganz besonders töricht und taktlos, als ich öfters den Besuch eines russischen Freundes, eines hochbegabten Literaten und politischen „Verbannten“ empfing. Der Mann, der eine Reihe verschiedener Zungen vollkommen beherrschte, sprach ein ausgezeichnetes Englisch und verstand mehr von englischer Literatur als viele britische Literaten. Der edelgeschnittene Kopf, die feine Gestalt und ein schöner schwarzer Bart machten ihn zu einer prächtigen Erscheinung. Aber er war eben „a damned Russian“ mit einem schwarzen Bart — und das genügte! Auf der Straße, in der „Tube“, in den Tees- und Speisehäusern, überall starrte man ihn aufdringlich als ein exotisches Wesen an. Er nahm es ruhig hin, scheinbar als etwas, los zu seinem traurigen Schicksal gehörte, und als ich einmal nicht umhin konnte, mich über diese Taktlosigkeit zu äußern, meinte er resigniert: „Das ist noch immer weit besser als bei uns zu Hause.“ Nur einmal riß ihm die Geduld. Eines Abends, schon recht spät, kamen wir an einer Schankwirtschaft vorbei, vor der weit kamelnde Gestalten mit rotgeschwollenen Gesichtern standen. Der eine rief dem andern höhnisch zu: „Sieh dir nur den schmutzigen Russen an!“ Mein Freund erhob seinen Spazierstock, der mit einem dicken Metallknopf versehen war. Ehe ich es verhindern konnte, trat er auf den Betrunknen zu, hob den Stock in die Höhe und rief mit echt britischem Akzent: „Damn you!“ Der Mann mit dem rotgeschwollenen Antlitz schrak zusammen, lief davon und war bald in einem dunklen Seitengäßchen verschwunden. Wir mußten beide hell aufschreien. „Sie sind wahrhaftig ein gefährlicher Mensch!“ sagte ich endlich, „Sie hätten ihm den Schädel einschlagen können.“ „Keine Ahnung“, erwiderte der Russe, „ich wollte ihm nur den Mund schließen, denn diese Gemeinheit geht mir bereits auf die Nerven.“

In dieser Nacht schilderte mir der Russe auch seine bekümmerte Lage. Schon früher hatte er mir seine ausgezeichneten Schriften, Artikel und Abhandlungen über russisches Leben und russische Politik zu lesen gegeben. Nun sagte er mir, daß kein einziges englische Blatt sie veröffentlichen wollte. Unausgesetzt erhielt er anerkennende Briefe von den Zeitungen, Wochen- und Monatschriften, aber im breiten Publikum wäre keinerlei Interesse, nur tiefe Abneigung gegen alles Russische vorhanden. Da er so glänzende Sprachkenntnisse besaß, riet ich ihm, Stunden zu geben. Er schien dankbar für diese Anregung und wollte es am nächsten Tag so gleich versuchen. Ein, zwei Wochen verstrichen, ohne daß er bei unsern Begegnungen davon sprach. Nach etwa einer Woche auf einem Abendspaziergang teilte er mir seinen Mißerfolg mit: „Keine Stunde ist zu haben, keine einzige.“ „Haben Sie es denn nach richtig angepaßt?“ „Lieber Freund, welcher Londoner will überhaupt eine fremde Sprache ernstlich lernen? Welcher Londoner will noch dazu Russisch, die Barbarensprache, lernen?“

So vergingen weitere Wochen, ohne daß der Mann etwas verdiente. Dann reiste er nach Chicago ab, weil dort ein Freund ihm eine Stellung zu verschaffen versprach, und weil ihm „die Luft im freien England zu drückend geworden war.“

Hätte aber mein Freund nur noch drei, vier Jahre sich in London gedulden wollen, ausharren können! Raum war der Krieg erklärt worden, kaum hatte die sogenannte „Verlückung“ der beiden Regierungen, oder der beiden Nationen, so recht begonnen, als ein beispielloser Russenrummel ausbrach. Ein Russenrummel, der sich nachgerade als eine Verhöhnung, als eine Vergötterung alles Russischen und aller Russen enthielt. Wenn ich durch die Londoner Straßen schlenderte, fiel mir vor allem eines in die Augen: Schilder an Privatschulen, die Russisch lehren! Jede Woche kann man neue Schilder zählen. Wenn ich eine Zeitung aufschlug, fiel mir als erstes in die Augen: „Russische Privatschule“, „Erste russische Privatschule“, „Erstklassiger Unterricht im Russischen“, „Meisterhafte Unterweisung in der russischen Sprache“, „Russisch in sechs Wochen“, „Hochgebildeter russischer Professor . . .“ Diese russischen Professoren! Kleine Geschäftstreibende im Ostend wurden wie über Nacht neugeborene russische Professoren! Das ist das Selbstfame, das Widersprechende, ja geradezu Unerkennliche beim „Kriegs-Engländer“: Vor der großen Fehde keine fremde Sprache, und sei sie noch so einfach. Und jetzt, während des Krieges, wagt er sich an eine der schwierigsten heran! Zwar gab es im „Daily Chronicle“ einen empörenden Protest zahlreicher Leser, der darin gipfelte: Keine Sprache sei so schön, so erhaben wie die englische. Deshalb es von jedem patriotischen Engländer ein Verbrechen sei, eine andere Sprache zu lernen als — englisch. Trotzdem führt man nach und nach an allen Lehranstalten, die entfernt unsern Mittelschulen zu vergleichen sind und an allen „Colleges“ zur peinlichen Überraschung der Studenten Russisch ein. Bisher haben sich die Engländer über die Laute fremder Sprachen, an denen sie sich die Zungen verbrachen, stets lustig gemacht. Diese Lustigkeit vergeht ihnen jetzt schon angesichts der russischen Schriftzeichen.

Eines Tages hält mich ein junger Russe auf der Straße an, ein Bekannter des nach Amerika ausgewanderten russischen Literaten, den er öfters zu mir mitgebracht hatte. „Wie geht es Ihnen?“ fragte er herzlich. „Der Krieg hat doch nichts an unseren Beziehungen geändert?“ Ich freue mich, ihn so vernünftig zu finden. „Habe schon längst gefürchtet“, meint da der angelierte, d. h. glattrasierte Russe, „Sie wären in einem Konzentrationslager verschwunden. Na, aufrichtig, was halten Sie von der plötzlichen heißen Freundschaft des heiligen Rußlands mit der weltumspannenden, aber jetzt etwas in Nöten geratenen Britannia?“ „Ich halte gar nichts davon, aber — ich nütze die Hochkonjunktur jetzt aus, jawohl!“ Er zieht meinen Arm durch den seinen und langsam geht es am Green Park vorbei: „Vor zwei Monaten hab ich Angst gehabt, zu verhungern. Jetzt bin ich „Professor“ und laß mir 21 Schilling für die Stunde zahlen. Aber glauben Sie, die Narren lernen etwas? Ihr Lebtage nicht. Total hinausgeworfenes Geld! Eine Talentlosigkeit ohne Gleichen . . . Doch was geht das mich an?“ Er begrüßt im Vorübergehen einen „Professor“, das heißt einen seiner Kollegen. „Haben Sie den gesehen mit dem grauen Bart? Ganz verteuftelt kluger Kerl. Verdient ein Vermögen. Macht jetzt den englischen Autoren, die gleich zu Anfang des Krieges, ohne von russischen Verhältnissen etwas zu verstehen, miteinander um die Bettel-lebpreisende Bücher über das heilige Rußland auf den Markt geworfen haben, erfolgreichste Konkurrenz.“ Wir sind jetzt bei dem Verkehrsmühle des Hyde Park Corner angelangt und mein Freund schüttelt sich plötzlich vor Lachen, dann weist er auf einen Zug von einem Dackend Sandwichmen, die gewaltige hellblaue Tafeln auf Brust und Rücken tragen. In fetten dunkeln Lettern steht darauf:

„Lesen Sie Ivanowitsch' berühmtes Werk:

Das heilige Rußland.

21. Auflage.

295 000 Exemplare in 14 Tagen abgesetzt. Höchst spannend! Höchst aktuell! Schildert die unwandelbare Liebe Groß-Britanniens zu Rußland und was Rußland uns zu verdanken hat. Glänzende Besprechungen aller Londoner und Provinzblätter.

Lesen Sie! Lesen Sie! Lesen Sie!

„Das ist das Buch!“, flüstert der Russe atemlos. „Das ist das Buch, das ihn bereits zu einem wohlhabenden Manne machte. Ein riesig geschickte Mensch. Schildert Ihnen mit einer Kühnheit und Erfindungsgabe ohne Gleichen, wie Engländer und Russen — rassenverwandt sind, denken Sie sich:

rassenverwandt! Streut dem ungebildeten Leser Sand in die Augen und weist es durch Zitate von „Quellen“ nach. Ja, es geht noch weiter. Er schildert die Ähnlichkeit der englischen und der russischen Kirche. Er erklärt, es sei fast die gleiche Religion! Heißt dann die Duma eine echtbritische Institution, die jetzige Regierung in Petrograd die humanste der Welt nach der Londoner. In dieser Tonart geht es fort. Ja, ja, der Mann hat es verstanden. Ich —“

Aber der Redestrom wird unterbrochen durch die schrillen Rufe eines Zeitungsverkäufers: „Wehrfähige russische Juden abgeschoben nach ihrem Vaterlande! Wehrfähige russische Juden abgeschoben nach ihrem Vaterlande!“ „Vaterlande!“ meint mein Begleiter: verächtlich. . . . Hat es je eine entsehlendere Ironie gegeben? Das freie England, das Zufluchtsland, schiebt die armen Trüfel ab!

Er blidt erbittert vor sich hin, dann sagt er: „Besuchen Sie mich morgen abend, damit wir über die russischen Juden in London sprechen können. Vielleicht habe ich Ihnen manches Neue zu erzählen.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Persönliches von Kaiserin Zita. Wie Kaiser Karl, so ist auch die jetzige Kaiserin Zita bisher verhältnismäßig wenig an die Öffentlichkeit getreten. Die jetzt 24 Jahre alte Kaiserin verlebte ihre ersten Kindheitsjahre auf dem Schlosse Pianore ihres Vaters, des Herzogs von Parma. Die Lebenshaltung der herzoglichen Familie verzichtete auf überflüssigen äußeren Prunk, sorgfältige Erziehung und strenge Bildung auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Kunst galten als erstes Gebot. So wurden die 19 Kinder des herzoglichen Familientheises frühzeitig nicht nur für Repräsentation und angeborene Würden, sondern für alle kulturellen Anforderungen des Lebens vorbereitet. Ihre eigentliche Heimat fand die Prinzessin Zita jedoch nicht auf italienischem, sondern auf österreichischem Boden; sozusagen im Weichbilde Wiens, in dem bei Wiener-Neustadt gelegenen Schlosse Schwarzenau, wo sie heranwuchs und die für das Leben entscheidenden Entwicklungsjahre verbrachte. Nur zwei größere Reisen kannten sie von dem geliebten Österreich, und zwar lebte sie das eine Mal eine Zeitlang im Kloster Bangberg in Bayern, das andere Mal hielt sie sich in der Abtei der Benediktiner auf der Insel Wight auf, um ihre Erziehung zu vollenden. Die heutige Kaiserin fühlte sich, auch als sie noch den Titel einer Prinzessin von Parma trug, nach ihrem eigenen oft wiederholten Ausspruch: vollkommen als Wienerin. Wie Kaiser Karl, bewahrte auch sie sich das Recht persönlicher Freiheit, und der Ehebund entsprang in keiner Weise, wie dies sonst so oft üblich ist, politischen Gründen. Er war vielmehr die Krönung einer langjährigen Jugendliebe. Der damalige Erzherzog lernte seine Cousine kennen, als beide noch Kinder waren. Oft spielten sie gemeinsam im Hause der Erzherzogin Maria Theresia, und einige Jahre später begegneten sie sich bei den Auerbachjagden auf dem Besitze der Erzherzogin Maria Theresia, in St. Jakob in Steiermark. Hier entspann sich der Liebesroman in so zarter Weise, daß selbst die nächste Umgebung nichts davon wußte. Erst im Sommer des Jahres 1909, als die Prinzessin Zita mit ihrer Cousine Erzherzogin Maria Annunziata in Franzensbad weilte, fielen die häufigen Besuche des Erzherzogs Karl auf. Damals wurden sich beide einig, daß sie den Lebensgang gemeinsam gehen wollten, und es war in Hoffreien kein Geheimnis mehr, daß nach dem offiziellen Eintritt der Prinzessin in die große Welt die Verlobung stattfinden würde. Die neue Kaiserin bringt für ihre hohe Würde die wertvollsten menschlichen Eigenschaften mit. Sie ist bestimmt durch ihre Frömmigkeit, die aber nicht das geringste mit Intoleranz gemeinsam hat, da eine seltene Vorurteilslosigkeit für ihren Charakter bestimmend ist. Wie ihr kaiserlicher Gatte liebt sie stets die Zurückgezogenheit in der Natur, und schon als Kind fühlte sie sich durch die Gebirgsschönheiten Österreichs an das bayerische Land angezogen. Kaiserin Zita ist eine jener modernen Frauen, die wenig für Kleiderluxus und sonstigen Prunk übrig haben. Ihre größten Liebhaberrien gelten den Blumen und den Tieren. So erregte es nicht geringes Aufsehen, als sie seinezeit als Erzherzogin bei ihrer Ankunft in September neben ihrem Gepäc eine kleine Menagerie von Lieblingstieren mit

sich führte. Auch in ihrem außerordentlich intensiven Interesse für das The. stimmt sie völlig mit dem Kaiser überein, und es war ein gewohntes Bild, sie fast bei jeder Neuinszenierung in den Hoflogen des Burgtheaters und der Foyer zu erblicken.

Aus der Geschichte des deutschen Sanitätshundes. Die zweijährige Dauer des Weltkrieges ermöglicht es uns, trotzdem die Kämpfe doch für unbestimmte Zeit weiterwähren, auf verschiedenen Gebieten des Kriegswesens bereits ein abschließendes Urteil zu fällen, das durch den weiteren Kriegsverlauf keine nennenswerten Änderungen mehr erfahren dürfte. Zu den dankenswerthesten Organisationen im Dienste unserer Truppen gehört zweifellos das Sanitätswesen, und selbst unsere Gegner mußten zu verschiedenen Malen ihr Staunen und ihre Bewunderung darüber ausdrücken, daß der Durchschnitt der deutschen Verwundeten zu einem ohne Beispiel dastehenden Prozentsatz in kurzer Zeit wieder zu voller Kriegstauglichkeit hergestellt wird. Unter den zahlreichen Einrichtungen, die unser Sanitätswesen zu der hohen Stufe gebracht haben, auf der es sich heute befindet, gehört auch die Hilfe der Sanitätshunde, die zum allergrößten Teil der jahrelangen Arbeit des „Deutschen Vereins für Sanitätshunde“ zu danken ist. Darum ist es so gerecht wie aufschlußreich, nun endlich die bisher noch nicht genügend gewürdigte Geschichte des deutschen Sanitätshundwesens zusammenfassend zu betrachten. Wie die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ in einer Darstellung dieser Entwicklung ausführt, wurden schon im Kriege 1870/71 sogenannte „Kriegshunde“ dazu verwandt, beim Auffuchen der verwundeten Soldaten behilflich zu sein. Doch waren damals scheinbar die Ergebnisse noch nicht besonders günstig, da nach Beendigung des Feldzuges die Frage der für Verwundetenfürsorge verwandten Kriegshunde kaum noch erörtert wurde. Erst im Jahre 1892, also 21 Jahre später, regte der Tiroler Ungar erneut das Interesse weitester Kreise für das Sanitätshundwesen an, und er wandte sich mit einigen Schriften an die deutschen Bundesfürsten mit der Bitte, ihn bei diesen Bestrebungen zu unterstützen. Auf diese Weise wurde 1893 der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ gegründet. Er zählte bereits ein Jahr später mehr als 100 Mitglieder, und im selben Jahre wurden sieben fertig ausgebildete Hunde an freiwillige Sanitätsabteilungen abgegeben. In unermüdlicher Tätigkeit warb der Verein Freunde und Gönner in stets zunehmender Zahl und gewann auch die Militärbehörden für sich. So wurden immer mehr Hunde und Führer bei den Manövern zu Kränkungsübungen herangezogen, und 1902 erhielt der Verein dadurch offizielle Anerkennung, daß der Großherzog Friedrich von Baden die Schutzherrschaft übernahm. Die ersten wirklichen Kriegserfahrungen mit deutschen Sanitätshunden brachte das Jahr 1904, da die von Deutschland der russischen Regierung zur Verfügung gestellten Hunde sich bei den Kämpfen in der Mandschurei hervorragend bewährten. Die militärische Brauchbarkeit der Sanitätshunde war erwiesen. Schließlich im Frühjahr 1914 entschloß sich der preussische Minister des Innern zu der Anordnung, daß die bei staatlichen und städtischen Behörden vorhandenen Polizeihunde gleichzeitig zu Sanitätshunden auszubilden seien. So wurden für den Kriegsfall ohne besondere Mehrausgaben ungefähr 1000 Hunde mit dem erforderlichen Personal sichergestellt. Die eigentliche Feuerprobe legte das deutsche Sanitätshundwesen im Weltkriege ab. Nach den vorliegenden Berichten wurden bisher mindestens 8000 Verwundete, die infolge schwierigen Geländes durch Menschen nicht aufgefunden werden konnten, auf der Nachsuche durch die Hunde von einem qualvollen Tode errettet. Wenn auch die Sanitätshunde im Stellungskrieg wertvolle Dienste leisteten, so ist nach den gesammelten Erfahrungen, der Bewegungskrieg ihr eigentliches Arbeitsfeld. In beiden Fällen aber haben die Hunde viele Menschenleben vor Vernichtung bewahrt, und die hohe Bedeutung des bei uns besonders gut organisierten und ausgebildeten Sanitätshundwesens ist durch den Weltkrieg für alle Zeit einwandfrei festgelegt.

Aus einem französischen Kriegslexikon. Die französische Schillingenzeitung „Le Poilu“ veröffentlicht eine Reihe von Übersetzungen bekannter Bezeichnungen, denen wir die folgenden entnehmen: „Der amtliche Weg: der längste Weg, den man überhaupt einschlagen kann, um von einem Punkt zum andern zu gelangen.“ — „Vedun: die Stadt, von der jeder Urlauber, dem man in Paris begegnet, angeblich direkt gekommen ist.“ — Ein unüberrücklicher Akt: ein Rann, der

ohne Hammer und Brecheisen eines der den Soldaten von der Militärverwaltung überwiesenen Medikamentenlasten zu öffnen vermag. — Militärische Ruhe: die Zeit, die den Übungen und Nachtmärschen gewidmet ist. — Klippfisch: ein Nahrungsmittel, das der französische Soldat im Felde erhält, wenn es keinen Hering gibt. — Hering: ein Nahrungsmittel, das der französische Soldat im Felde erhält, wenn es keinen Klippfisch gibt.

Die russische „Schutzherrschaft“ in der Walachei des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Walachei, in deren Ehre die verbündeten Truppen sich soeben nach siegreichen Kämpfen den Austritt erzwingen haben, gehört selbst auf dem unruhigen Balkan zu den unruhigsten Gebieten. Durch zwei Jahrhunderte waren die Bewohner der Walachei von Kämpfen heimgeheftet, die von nicht minder drückend empfundenen Protektoralbestrebungen von seiten fremder abgeleitet wurden. Die beiden ursprünglich unabhängigen Fürstentümer Walachei und Moldau kamen zweimal, zu Ende des 14. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in eine Art Abhängigkeitsverhältnis zur Türkei, das als Suzeränität bezeichnet wurde. Trotzdem dies unzulänglich eine Fremdherrschaft bedeutete, stellte es kein direktes Vasallentum dar, sondern eher eine Art Schutzherrschschaft, der die Fürstentümer zu jährlichen Tributen verpflichtete, wofür der Bevölkerung jedoch der Schutz durch die türkische Macht zugesprochen war und überdies türkischerseits die Verpflichtung bestand, sich in keiner Weise in die innere Verwaltung einzumischen, ja sogar nicht einmal die Ansiedlung von Türken in der Walachei zu gestatten. Die eigentlich schweren Räte für die Walachei wurden durch die jetzigen Verbündeten Rumänien, die Russen, heraufbeschworen. Die geographische Lage der Walachei reizte die Russen, da sie in ihr das bedeutendste Hindernis auf dem damals schon russischerseits beabsichtigten Marsch nach der Türkei erblickten. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1711, erschienen die Russen unter Peter dem Großen zuerst in der Moldau, der sie 100 Jahre später, im Jahre 1812, befehligen entzogen, worauf sie sich im Vertrag von Adrianopel 1829 gewaltsam und ohne andere Befugnis als die der schon Kraft als zweite Schutzmacht neben der Türkei aufstellten, um ihre Erhebungspläne systematisch durchzuführen zu können. Hatte das Erscheinen Peters des Großen am Pruth in den Rumänen zuerst die Hoffnung auf völlige Freiheit erweckt, so wurden sie sehr schnell durch die Ardeit russischer Agenten in dieser Erwartung getäuscht, da die letzteren sich als die ärgsten Bedrücker der Moldau und Walachei erwiesen. Das ewig wankende Schicksal des heutigen Nordrumänien rief eine zeitweilige österreichische Annexion der kleinen Walachei von 1718 bis 1739 herbei, die sich durch ihr mildes Regiment auszeichnete, im übrigen aber keinerlei irgendwie entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Landes und seiner Bevölkerung auszuüben vermochte. Immer wieder tauchten neue Unterdrückungen in Gestalt der Russen auf. Katharina brach die Freiheitsversprechungen Peters des Großen, und die Kosaken verwüsteten das Land durch ihre Plünderungen. Aber auch nach dem Frieden von Kutschuk Kainarjisch, in welchem Rußland die Walachei und die Moldau der Pforte zurückgab, spielte die russische Regierung weiterhin die betrügerische Rolle für die Walachei schwer schädigende Rolle eines Protektors, sie ernannte 1782 einen russischen Konsul in Bukarest und suchte das Volk durch Scheinreformen zu gewinnen, die jedoch praktisch wirkungslos waren. Nachdem das Land durch die angeblichen russischen Gutsleistungen, die aber in Wirklichkeit nichts als immer wieder rücksichtslos angestellte Erhebungsversuche waren, aufs äußerste geschwächt worden war, verbanden sich endlich die Westmächte mit der Türkei zum orientalischen Krieg, der den russischen Antrieben ein Ende zu machen vermochte. So wurden im Pariser Vertrag des Jahres 1856 die Fürstentümer Moldau und Walachei als ein Bollwerk zum Schutz des europäischen Südens gegen die russischen Angriffe erklärt. Heute wiederholte sich dieses Schauspiel von neuem: wieder trat Rußland als scheinherrlicher „Helfer“ auf, Rumänien wurde in den Krieg an der Seite der Entente getrieben, im Kampf aber wurde das sonst so eifrige Rußland plötzlich wieder unsichtbar, und so ist der Einzug der deutsch-österreichischen Truppen in der Walachei eine zweite und hoffentlich endgültige Zurückweisung der russischen Bedrohungen im südlichen Europa.